



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kreyenberg, Gotthold: Friedrich Myconius

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

verstärkt durch die unvernünftige Münzpolitik der Vereinigten Staaten, die ihren Silberproduzenten zu Gefallen das Gold, das sie aus Europa ziehen könnten, gar nicht haben möchten. Das sei, meint der „Economist,“ eine ernste Mahnung für Österreichs Staatsmänner, „den Zufall zum Glück zu bändigen,“ d. h. die günstige Gelegenheit zu benützen und endlich einmal die Valutaregulierung vorzunehmen, also das Papiergeld durch Gold zu ersetzen! Ob die Goldwährung so große Vorzüge vor der Papierwährung habe, daß sie unbedingt angestrebt werden müsse, ist eine sehr schwierige Frage, auf die wir uns nicht einlassen wollen. Vielleicht werden in Österreich gerade nach dieser glänzenden und wohl ebenso wie das Schaugemälde des russischen Elends ein wenig übertriebenen Schilderung des österreichischen Volkswohlstandes sehr viele fragen: ja, warum sollen wir denn unsere Guldenscheinerl mit Goldstücken vertauschen, wenn es wahr ist, daß wir mit unserm Lumpengelde immer reicher, die Deutschen aber mit ihren schönen Zwanzigmarkstücken immer ärmer geworden sind? Schöner und verlockender ist Gold als Papier, gar keine Frage! Ob aber nützlicher als Tauschmittel — ausgenommen im Auslandsverkehr, wo es nicht entbehrt werden kann —, das läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls sehen wir in diesem ganz spontanen Einströmen des Goldes nach Österreich, das nicht das Werk planvoller Staatskunst ist, eine neue Bestätigung des Wortes des alten Adam Smith, daß das Geld mehr den Gütern nachläuft, als die Güter dem Gelde nachlaufen. Money necessarily runs after goods, but goods do not always or necessarily run after money. (Wealth of Nations, Bd. II, S. 11.) Österreich besitzt Bodenschätze, die seine Bewohner nicht ganz verbrauchen, während es andern Völkern daran fehlt; darum rennt dieser andern Völker Geld dorthin. Das ist die lehrreiche Kernwahrheit, um die sich diese ganze Betrachtung dreht.



## Friedrich Myconius

Von Gotthold Kreyenberg



Der englische Philosoph Herbert Spencer ist in Deutschland, trotz der verdienstvollen Arbeiten Michelets und Fischers über ihn, als Vertreter seiner eigentümlichen Entwicklungs- oder, da es einmal ohne Fremdwörter nicht zu gehen scheint, Evolutionsphilosophie verhältnismäßig noch wenig bekannt. Mehr Glück hat seine „Erziehungslehre“ gehabt, seine, wie der englische Titel lautet, Education, intellectual, moral and physical. Es ist das ein „Buch der Eltern“ oder eins, das wenigstens die Eltern lesen sollten, dem Hegelschen Idealismus

des Verfassers entsprungen und getränkt mit praktischer englischer Lebensweisheit. Der Übersetzer, Fritz Schulze, stellte es schon in den siebziger Jahren Pestalozzis „Buch der Mütter“ an die Seite. In der That hat es, wie dieses, nachhaltig angeregt und als Sauerteig in der schwerfälligen Knetmasse der herkömmlichen Erziehung gewirkt. Namentlich finden sich die gegenwärtig empfohlenen Reformideen über den Geschichtsunterricht schon sehr ausführlich bei Spencer; der Kulturgeschichte redet er kräftig das Wort. Er behauptet u. a., daß das, was Geschichte im eigentlichen Sinne ausmache, zum großen Teil in den Geschichtswerken fehle. Er will eine Naturgeschichte der Gesellschaft, eine scharfe Beleuchtung der Thatsachen, die uns dazu verhelfen sollen, das Wachstum und den Organisationsprozeß einer Nation zu verstehen. Vieles, sehr vieles aber von dem, was jetzt gelehrt werde, erweise sich als zum Verständnis oder zur Führung des Lebens kaum brauchbar.

Sicher ist, daß die Saat der Reform, die Spencer als einer der ersten auf diesem Gebiete ausgestreut hat, endlich aufgegangen ist, wenn auch in etwas anderer Gestalt, als er sichs denkt. Zwischen dem guten Willen und der That aber scheint gerade für die Praxis des Geschichtsunterrichts noch eine Kluft zu liegen, die schwer zu überbrücken ist. Die alte, hergebrachte Methode ist mächtiger, als man gewöhnlich meint. Eine Losung wie: Mehr Kultur- als Kriegsgeschichte! ist ja bald ausgegeben, aber schwer befolgt. Und wenn Ottokar Lorenz in seinem Aufsatz (Grenzboten, 1891 Nr. 24, S. 509) „Der zukünftige Unterricht in der neuesten Geschichte“ nachgewiesen hat, daß es an Lehrern, die für die neueste Geschichte vorgebildet sind, fehle, so könnte das vielleicht noch mehr für die Kulturgeschichte behauptet werden. Wird das Universtitätsstudium der Geschichte überhaupt vernachlässigt, so erst recht das der Kulturgeschichte.

Nun ist ohne Zweifel das Ziel der Geschichte, ein lebendiges Verständnis der Gegenwart durch Vertiefung in die Vergangenheit und vor allem, sollten wir meinen, da wir Deutsche sind, in die große deutsche Vergangenheit zu erlangen. Aber wie viele Schätze sind hier noch unbekannt oder ungehoben, die der ins Weite schweifende Blick des allzu kosmopolitisch gesinnten Historikers übersehen oder gering geachtet hat! Wie manches Dunkel giebt es hier noch aufzuhellen, nicht etwa hinsichtlich der Einzelforschung, sondern wirklich hinsichtlich der notwendigen oder mindestens wünschenswerten Kenntnis weiterer Kreise!

Klopstock beklagt es in einer seiner Oden, daß der große Name der Erfinder oft in ewige Nacht vergraben sei. Ist es nicht auch manchmal so mit den Urhebern oder Beförderern einer einflußreichen Kulturentwicklung? Wie wenige wissen etwas von dem Kirchen- und Schulreformer Friedrich Myconius! Und doch war er der Freund und Kampfgenosse Luthers und Melancthons, der evangelische Apostel Thüringens, der Luther Leipzigs, der

Teilnehmer fast an allen historisch wichtigen Reformationsverhandlungen, der kursächsischen geistliche Gesandte am Hofe König Heinrichs VIII. von England, endlich, kann man sagen, der Verfasser der ersten Reformationsgeschichte. Und diese Reformationsgeschichte ist eine so anschauliche und wirkungsvolle Schilderung jener großen Entwicklungsperiode, wie kaum eine andre, weil sie von einem ihrer Augenzeugen, ja einem ihrer Geisteshelden selbst herrührt. Diese *Historia Reformationis*, wie ihr Titel lautet, ist eine Art Tage- oder wenigstens Jahrbuch, von Friedrich Myconius eigenhändig unter dem frischen Eindruck der Ereignisse aufgezeichnet. Sie umfaßt die Jahre von 1517 bis 1542, also die folgenschwerste Zeit. Ist sie auch während einer Krankheit des Reformators, die ihn dann hinraffte, zusammengestellt, so spürt man doch nirgends darin ein krankes oder auch nur angekränkeltcs Wesen. Alles wird so lebendig in dem Buche dargestellt, so frisch und anmutig erzählt, als ginge es durch grüne Wiesen, vorbei an unerschöpflich sprudelnden Quellen. Die Sprache klingt, als rauschte der deutsche Wald. Wenn man sich auch manchmal mit dem Kopfe an knorrige Äste stößt oder über herausragende krumme Wurzeln stolpert, man fühlt doch und weiß es dem Verfasser Dank, daß man im deutschen Kernwalde wandelt. Dieses kostbare litterarische Kleinod aus bewegten Tagen ist unentbehrlich für jeden, der die Geschichte jener Zeit, die kirchliche wie die politische, aus dem Grunde kennen lernen will. Es findet sich auf der an Manuskripten reichen Gothaer herzoglichen Bibliothek als wertvollster Teil am Ende eines handschriftlichen Sammelbandes. Voran geht ein „Neues Erbbuch und Kopey der Ministratur 1542,“ für die Schul- und Kirchengeschichte wichtige Auszüge und Übersichten der Schul- und Kirchengerechtfame jener Zeit, eine ebenso mühevollc wie verdienstliche Nachlese aus den Archivakten der Stadt und des Landes von Myconius vorgenommen, als er wegen einer Halskrankheit seine Stimme schonen mußte und doch nicht unthätig bleiben wollte. Aus „des Autoris autographo“ hat dann ein auf dem hochragenden Gothaer Friedenstcin angestellter Konsistorial- und Kirchenrat, Dr. Ernst Salomon Cyprian, die Geschichte mit Vorrede und Erläuterungen versehen und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben.

Schon aus diesem denkwürdigen Buche, noch mehr aber aus den zwischen Myconius und sämtlichen hervorragenden Geistesstreitern jener Jahre gewechselten ausführlichen Briefen sehen wir, wie er mit diesen Glaubenshelden gemeinsam gekämpft hat. In seiner Chronik erzählt er uns wahrheitsgetreu — denn jene Briefe bestätigen es —, wie er die Reformation in Thüringen, vor allem in Gotha, einführte oder wenigstens befestigte, wie ihm das höhere und das Volksschulwesen seine Begründung verdankte, wie aber auch außerhalb Thüringens an und in der großen Reformationsarbeit kaum etwas geschah, woran er nicht mit Rat und That beteiligt gewesen wäre. Wir sehen ihn 1529 in Marburg, 1536 bei dem Versöhnungsakte der Wittenberger Concordie, 1537 als Redner

in Schmalkalden, 1538 als berufenstes Mitglied der Gesandtschaft in England. Über die Reformation in Sachsen 1539 und 1540 schreibt er in seiner Reformationsgeschichte Seite 52 ff: „Nach Herzog Jörgens Tode mußte ich mit denselben Erben und Bruder durchs Land ziehen und an allen Orten den ersten Anfang des Evangelii helfen machen und predigen. Zu Leipzig blieb ich dreiviertel Jahre und legte den Grund der ganzen Lehre Christi, richtete die Pfarren und Ministeria an. Meine Gehülffen waren Doctor Kreuziger, Er Johann Pfeffinger, Pfarrherr von Belgern, M. Balthasar von Wittenberg.“

Wird auch die Mitarbeit Kreuzigers und das nachfolgende Wirken Pfeffingers stets anerkannt werden, so geht doch aus allen überlieferten Verhandlungen jener Tage überzeugend hervor, daß zunächst Myconius die treibende und ausführende Kraft namentlich in Leipzig war und Pfeffinger, dem spätern ersten Superintendenten Leipzigs, die Wege gebahnt hat. Gern hätte der Rat der Stadt ihn als ersten Geistlichen bei sich behalten. Sein Urlaub wurde auch auf dringendes Ansuchen der Leipziger Stadtbehörde wiederholt von Kurfürst Johann dem Beständigen verlängert. Aber sein Gesundheitszustand war zu schwankend. Trotzdem kann Justus Jonas dem genannten Fürsten gegenüber nicht genug rühmen: „Myconius ist ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger und ein wahrer Meißnischer Bischof, der mehr Nutzen diesem Lande schaffen wird, als alle vorigen gethan haben.“

Caspar Kreuziger stand, schon weil er bedeutend jünger war als sein Genosse, an Lebenserfahrung, aber auch an Organisationstalent und Redegabe hinter diesem zurück, wenn er auch als Forscher und Gelehrter vielleicht viel hervorragender war. Auch Kreuziger suchte der Rat, nachdem Myconius Berufung als aussichtslos erachtet werden mußte, für Leipzig zu gewinnen, zumal da er ein Leipziger Kind war; doch Luther erklärte sich dagegen. Es wäre schade, berichtete Luther an den Kurfürsten, wenn Kreuziger in Wittenberg viel versäumen und in Leipzig „wenig ausrichten“ sollte; er sei „in der Theologie zu lesen ein Fürbund,“ auf den er es nach seinem Tode abgesehen habe. Unter den neuern Forschungen giebt es ein von einem gelehrten sächsischen Geistlichen aus Annaberg, Dr. C. H. G. Lommatsch, in lateinischer Sprache abgefaßtes Werk: *Narratio de Friderico Myconio* (Annaberg, 1825), auf dessen Titel schon Myconius als *Ecclesiae et Academiae Lipsiensis Reformator* bezeichnet wird!

Friedrich Myconius oder, wie er eigentlich hieß, Mecum, wurde in Lichtenfels, gegenwärtig dem bekannten Knotenpunkte der bairischen Staats- und der Werrabahn, der kleinen Bezirksamtsstadt am Main in Oberfranken, am 26. Dezember 1491 geboren. Der Tag steht fest; die Annahme des 24., die sich in einem großen Nachschlagewerke findet, beruht auf einem Irrtum. Auch das Jahr 1491 ist kaum mit Grund anzuzweifeln. Zwar wird geltend gemacht, daß man damals die neue Jahreszahl schon von Weihnachten ab zu

schreiben pflegte; ob aber auch in diesem Falle, ist nicht erwiesen. Wenn Myconius einmal selbst vom Jahre 1517 als von seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre spricht, so beruht dies entweder, wie Lommatzsch annimmt, auf einem Versehen, oder man war sich über die sichere Bezeichnung eines Lebensjahres schon damals ebenso wenig klar, wie heute. Ausschlaggebend ist, daß alle maßgebenden Biographen das Jahr 1491 annehmen und sich auf einer aus dem wichtigen Jahre 1539 herrührenden, sehr sorgfältig gearbeiteten Denkmünze, die Myconius darstellt, die Alterszahl 48 findet. Vor wenigen Tagen also hätten wir seinen vierhundertjährigen Geburtstag feiern können.

In Franken scheiden und vereinigen sich süd- und norddeutsches Wesen. So war auch Myconius mit scharfem Verstande, doch auch mit reichem Gemüte begabt. Nach der Sitte der damaligen Zeit antikifizierte er seinen ohnehin schon lateinisch klingenden Namen noch mehr. Doch erinnerte er sich auch gern der ersten Form und erging sich in Wortspielen darüber. Das Wörtlein *Mecum*, meinte er, sei ein gutes Wörtlein bei Christus: *Hodie, inquit, Mecum eris in paradiso.*

Der Vater, zwar nur ein einfacher, aber für seine Verhältnisse gebildeter Bürger, wird uns vom Sohne selbst in einem für dessen Lebensgeschichte wichtigen Briefe an den Wittenberger Professor Paul Eber als ein in religiösen Dingen für damalige Zeit aufgeklärt denkender, dabei aber aufrichtig frommer Mann geschildert. Nach alter guter Sitte unterwies er selbst seinen Sohn in den Anfangsgründen der Religion. Er brachte ihm aber nicht nur gedächtnismäßig die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben bei, sondern regte auch seine Gedanken über die Heilswahrheiten an. „Könnten auch nur drei Menschen hoffen, durch Christus selig zu werden, so solle er sich für einen dieser drei halten.“ Über die päpstlichen Ablassbriefe hatte er schon seine entschiedene Meinung. Er ließ den Knaben, der sein einziger Sohn war, die Schule des Städtchens durchmachen. Doch genügte ihm diese Ausbildung nicht. Leider habe ich nicht ermitteln können, welche Verbindungen mit der sächsischen Bergstadt Annaberg den Vater veranlaßten, Friedrich auf die dortige Lateinschule zu senden, und weshalb er gerade auf das doch nicht nahe Annaberg verfiel. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß der Ruf der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neugegründeten Stadt „am Schreckensberge,“ die erst später nach der heiligen Anna ihren Namen erhielt, bestimmend einwirkte. Um jene Zeit hatte sich dort ein so ergiebiger Bergbau aufgethan, daß die Kunde davon recht wohl bis in das entfernte Lichtenfels gedrungen sein konnte. Die schnell zur Wohlhabenheit gelangenden Annaberger vermochten auch für ihr Schulwesen etwas aufzuwenden. Auf diese Weise war auch die Annaberger Schule zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Der Vater *Mecum* hoffte vielleicht, daß sein Sohn später dort auch sein Fortkommen finden würde.

Myconius, der seit 1504 in Annaberg weilte, genoß den Unterricht trefflicher Lehrer, unter denen er den Rektor Andreas Weidner, genannt Staffelftein, besonders rühmt. Bald sprach er lateinisch ebenso gut wie deutsch. Sein weiterer Lebensgang hat viele Ähnlichkeit mit dem Luthers. In die geistliche Laufbahn trieb auch ihn ein äußerer Vorgang mit seinen Folgen, der als ein kleines Vorspiel zu der bekannten großen Haupt- und Staatsaktion des Wittenberger Reformators mit Johann Tezel angesehen werden kann. Schon ein Jahrzehnt vorher nämlich zog Tezel mit seinem Ablasshandel durch die sächsischen Städte Leipzig und Dresden und kam auch in die aufblühende Bergstadt Annaberg. Er stieg im Hause eines durch Silberfunde reich gewordenen Bürgers ab und bot seinen Ablass feil. Einer seiner eifrigsten und anfänglich gläubigsten Zuhörer war der junge Myconius, er eignete sich die Worte, Redewendungen und selbst den Tonfall des päpstlichen Kommissars so an, daß, wer mit geschlossenen Augen zuhörte, Tezel vor sich zu haben glaubte. Nun hatte dieser, um den Absatz seiner Bettel zu erhöhen, ankündigen lassen, daß bis zu einem bestimmten Termine der Ablass billiger zu haben sei, ja die Armen sollten ihn, nach des Papstes Befehl, „um Gottes willen“ erhalten. Myconius begab sich in das Absteigequartier des Kommissars und bat als Armer in zierlicher lateinischer Anrede die im Vorzimmer sich aufhaltenden Priester um Erfüllung des Versprechens. Er wurde aber abgewiesen, da Tezel, der sich offenbar widersprach und auf die stets nötige „hilfreiche Hand“ hinwies, die unentgeltliche Verabfolgung des Ablasses verweigerte. Hierdurch erhielt des Myconius gläubiges Vertrauen den ersten empfindlichen Stoß. Weitere Zweifel und die Besorgnis um das Heil seiner Seele veranlaßten ihn, wie vor ihm Luther, ins Kloster zu gehen. Das kurz zuvor in Annaberg erbaute stattliche Franziskanerkloster bot die beste Gelegenheit. Im Juli 1510 überschritt er, eigentlich ohne Wissen seiner Eltern, indem er also Gott mehr gehorchen wollte, als den Menschen, die heilige Schwelle und wurde ein ebenso eifriger Mönch, wie er ein tüchtiger Lateinschüler gewesen war. Er setzte im Kloster seine Studien fort und forschte nun nicht mehr bloß im Aristoteles, sondern auch im Alexander von Hales, Bonaventura, Augustinus und in andern heiligen Büchern. Hatte er gleich in der ersten Nacht seines Aufenthalts im Kloster einen ihm bedeutungsvoll scheinenden Traum gehabt, über den er später in dem erwähnten Briefe an Paul Eber ausführlich berichtete, und den er sich anfangs in Hinsicht auf sein klösterliches Leben auslegte, so fühlte er doch bald, daß auch dieses ihm den gehofften Frieden nicht gewähren könnte. Den Mönchen, bei denen er schon in Ansehen stand, da sie ihn wegen seiner Gelehrsamkeit zum Vorleser erwählt hatten, mochte er seinen Seelenzustand nicht offenbaren. Wie ein Faust, des Studirens müde, wählte Mönch Franziskus, wie er sich nannte, andre Beschäftigungen, malte Initialen aus und griff zu Spaten und Beil, um körperliche

Arbeiten zu verrichten. Im Annaberger Kloster scheint er übrigens nur sein Noviziat durchgemacht zu haben und dann nach Leipzig und weiter versetzt worden zu sein. Wenigstens finden wir ihn 1516 in Weimar, wo er zum Priester geweiht wurde. Auch hier muß er bald einen gewissen Ruf erlangt haben; denn die beiden Fürsten des Sachsen-Ernestinischen Hauses, die Herzoge Johann der Beständige und dessen Sohn, Johann Friedrich der Großmütige, wohnten nicht nur seiner ersten Messe bei, sondern trugen auch deren Kosten. In demselben Jahre wurde er auch Prediger, hielt sich aber als solcher, wie er erzählt, lieber an die Kirchen- und Heiligengeschichte, als daß er päpstliche Verordnungen auslegte. Als aber dann Luther auftrat, war Myconius sofort einer seiner entschiedensten Anhänger. „An Luther schloß ich mich — bekennt er freudig — gleich im Jahre 1517 mit Leib und Seele zum Bekenntnis der Lehre Christi an.“

Wegen dieser freien Richtung wurde er nun sieben Jahre lang von den Mönchen hart bedrängt, ja mit lebenslänglichem Kerker bedroht, wie man einen Eisenacher Mönch, Johannes Hilten, solcher kirchenfeindlichen Gesinnungen halber in der That bis zu seinem Tode im Kloster gefangen gehalten hatte. Von diesem evangelischen Märtyrer spricht sogar Melanchthon in seiner Apologie. Nach demselben Eisenach wurde nun auch Myconius geschickt, damit er den Kerker mit eignen Augen sehen möchte, darauf nach Leipzig und dann in sein Annaberg. Im herzoglichen Sachsen regierte damals ein erbitterter Feind Luthers, Georg der Bärtige. Und in Annaberg soll Franziskus wirklich achtzehn Wochen in klösterlichem Gewahrsam gehalten worden sein. Doch gelang es ihm zu entfliehen. Ein Bergmeister in der Nachbarstadt Annabergs, in Buchholz, Matthäus Busch, ein treuer Anhänger der Lehre Luthers, half ihm, nach Zwickau zu entkommen, wo das Evangelium schon öffentlich gepredigt werden durfte. Von hier aus sandte der nun freie Mann einen Mahn- und Trostbrief an die Annaberger, seine erste Schrift (Zwickau, gedruckt bei Jörg Gastel 1524). Bald aber kehrte er nach Buchholz zurück und bestieg nun auch dort kühn den Predigtstuhl. Gern hätten ihn die Buchholzer als ihren Prediger behalten, aber Herzog Johann hatte ihn bereits für einen größern Wirkungskreis, für Thüringen und Gotha, bestimmt. „1524 um das Fest Assumptionis Mariae (15. August)“ — schreibt Myconius in seiner Reformationsgeschichte — bin ich, Friedrich Mecum, hierher gen Gotha auf des Rats, der Gemeind, des Dekani des Stifts und Amts Witt von Herzogen Johannsen zum Prediger verordnet und geschickt worden.“

In Gotha war zwar die Reformation namentlich durch Persönlichkeiten wie Mutianus, den Freund des Erasmus und Hutten, den Lehrer Spalatinus, schon vorbereitet. Aber es bedurfte dort gerade einer besonders kräftigen Hand, um weitem Unruhen vorzubeugen, nachdem durch ein „Pfassenstürmen“ am Pfingstdienstag desselben Jahres die Stiftsherren vertrieben worden waren.

Also nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Regiment galt es dort zu ordnen und zu bessern. Durch schlechte Verwaltung war in der „allerfriedlichsten Zeit“ die Stadt in Schulden geraten, weil man in dem Gemeinwesen mit dem Gute umging, wie man eben wollte. „Die Burgemeister, Cämmerer, Weinmeister und Ambtsherren aßen und tranken unter dem Rathaus und zehreten, bestelleten die Mahlzeit von der gemeinen Stadt Einkommen, und ließen ihnen nicht sauer werden, guten Mut zu haben und viel umzubringen. Wer ein Wort darwider redete und klaget, den warfen sie in den Turm oder vertrieben ihn gar aus der Stadt.“ Auch in diese Verhältnisse mit Hilfe edel denkender Bürger umgestaltend eingegriffen zu haben, ist, außer der Verbesserung der Kirche selbst, des Myconius Verdienst. Mag er vielleicht manchmal seine Befugnisse überschritten und sich in weltliche Händel zu sehr gemischt haben, sicherlich wollte er stets das Beste. Ein Leisetreter war er freilich nicht. Und ihm allein verdankt es Gotha, daß die Greuel des Bauernkrieges von der Stadt gänzlich abgewendet wurden. Als ein Jahr darauf ein ungefähr viertausend Mann starker Bauernhaufe sich in der Nähe Gothas zeigte, um die drei Gleichen zu zerstören, trat er unbeschützt und furchtlos unter die Auführer und bändigte sie allein durch die Macht seines Wortes, sodaß „sie abzogen und niemand Schaden thäten.“

In ganz Thüringen führte er darauf mit Melanchthon, der ihn von Anfang an schätzte und ihm bald eng befreundet wurde, die Reformation ein, sodaß er 1542 in seiner Reformationsgeschichte den Thatfachen entsprechend berichten konnte: „Alle Pfarren im Lande Thüringen habe ich neben Philipp Melanchthon, Justus Menius, Christoph von der Planitz, Georg von Wangenheim und Johann Cotta helfen visitiren und konstituiren mit großer Sorge, Mühe und Arbeit, daß nun jede Pfarre ihren Lehrer [Geistlichen] und gewidmet Einkommen hat.“ Und während in der ersten Zeit der Reformation die Pfarrer in Thüringen zum Teil noch ganz ungebildete Handwerker waren, ja sich Zustände vorfanden, daß Melanchthon bei den Visitationen oft hinausging und weinte, so hat Myconius allerorten nach Kräften die bessernde Hand angelegt.

Mit klarem Blick erkannte er aber, daß, wenn er den Bestand seines Werkes sichern wollte, eine Besserung von „unten auf“ angestrebt werden mußte. So betrieb er gleich von Anfang an die Gründung von Schulen, ganz in Übereinstimmung und jedenfalls auch unter dem Eindrucke der Schrift Luthers aus dem Jahre 1524, die man als den Stiftungsbrief der evangelischen Schulen zu bezeichnen pflegt, der bekannten Schrift: „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.“

Auch auf dem Gebiete des Schulwesens waren die Zustände in Thüringen und Gotha traurig, als Myconius seine Wirksamkeit begann. „Die Schulen

waren," sagt in der Grabrede auf ihn sein Amtsnachfolger Justus Menius, „allerding gefallen und abgegangen, also, daß nicht allein kein einziger Schüler vorhanden war, sondern man auch große Mühe und Arbeit hatte, daß man ja etliche zur Schule bringen und wiederum von neuem anrichten möchte, und die Sachen fast allenthalben also standen, daß Schulen und studia beim Pöbel aufs höchste verachtet waren und je eher zehn zu finden, die Schulen stürmen und zerstören, denn einen oder zweien, so sie hätten auf- und anrichten können.“ Und wie thatkräftig hat Myconius mit Hilfe tüchtiger Mitarbeiter, z. B. Basil Monners, auch auf diesem Gebiete gewirkt! Nach zwei Jahrzehnten konnte er von seiner Thätigkeit für die evangelische Volksschule in Thüringen in seiner Reformationsgeschichte rühmen, daß nun in Thüringen „jede Stadt ihre Schule“ habe. Ihm verdankte auch das bis auf den heutigen Tag blühende Gymnasium illustre Gothas seine Entstehung. Diese Anstalt, in die unter der Regierung Ernsts des Frommen Eltern aus ganz Norddeutschland ihre Söhne sandten, aus der August Hermann Francke und viele andre bedeutende Männer hervorgegangen sind, wurde von Myconius gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts durch Verschmelzung zweier vorhandnen Schulkudera als Lateinschule eingerichtet und mit einer festen Grundlage versehen, dadurch, daß auf seinen Betrieb der Herzog Räume und Einkünfte des Gothaer Augustinerklosters zu diesem Zwecke hergab. Wie er bis an sein Lebensende für das Gedeihen der Schule sorgte, geht aus der bereits erwähnten Abfassung des „Neuen Erbbuchs und Copey der Ministratur“ hervor. So war das Lob, das ihm schließlich der Praeceptor Germaniae amtlich im Namen der Universität Wittenberg besonders für die Schulreformen spendete, wohlverdient.

Daß eine so energische Persönlichkeit auch weit über die Grenzen ihrer alltäglichen Wirksamkeit hinaus Einfluß übte, ist leicht erklärlich. Wenn Myconius in seinem Abschiedsbriefe an den Kurfürsten ohne Überhebung schon in Bezug auf das Thüringerland sagen konnte: „Es ist hier zu Gotha der vornehmste Ort in Thüringen, und haben sich nicht allein die Ämter, sondern die Grafschaften Gleichen, Tonna, Schwarzburg und die Prediger zu Erfurt zu mir, ja zu Christo in mir gehalten; ich habe sie zusammengehalten, daß sie ja in Lehre und Leben recht thäten. Haben mich wahrlich wiederum als ihren Vater gehalten, gehorcht, daß keine sonderliche Unlust vorgefallen“ — so ist das doch nur ein Bruchteil seiner Verdienste.

Schon Friedrich der Weise hatte Myconius „Tüchtigkeit zu Rat und That“ bei mancher Angelegenheit außerhalb Gothas geschätzt und benutzt. Für Johann den Beständigen und dessen Sohn Johann Friedrich den Großmütigen schien er fast unentbehrlich. Bei Johann Friedrichs zur Völlerei neigenden Natur war ein solcher Berater wie ein guter Engel, und so mußte ihn Myconius schon als Kurprinzen auf dem Brautzug in die Rhein- und Niederlande begleiten.

Das war ein um so größeres Opfer, als sich der gothaische Kirchenvater, dem Beispiele Luthers folgend, jedoch nicht ohne ernste Bedenken, mittlerweile mit einer Gothaer Bürgerstochter, Magarete Säckin, vermählt hatte. Doch dem Rufe seines Landesherren leistete er gern Folge. Galt es doch bei dieser Gelegenheit auch das Evangelium weiter zu verbreiten.

Seine Anwesenheit in den Rheinlanden wurde von den Kölner Mönchen benutzt, in Düsseldorf nach der Sitte jener Zeit ein geistliches Turnier zu veranstalten, ein Seitenstück zu Luthers Leipziger Disputation mit Dr. Eck. Es fand im Februar 1527 in Gegenwart des Herzogs Johann, einiger Fürsten und vor „vielen Herren vom Adel und der Ritterschaft, gelehrtem und gemeinem Volk“ zwischen ihm und dem nicht minder beredten Franziskanermönch Johann Korbach statt, der zehn Artikel aufgestellt hatte und verteidigte, die Mecum widerlegte. Als dieser zum Schluß sein Glaubensbekenntnis klar und offen darlegte, soll ihm Korbach die Hand gereicht und geäußert haben: „Lieber Fritz! Ich habe diese Sache gerne gehört und kann und weiß es gar nicht zu tadeln, sondern gefällt mir recht wohl, und ist gerecht und der Grund der Wahrheit, und wenn du das predigst, so lehrst du den rechten christlichen Glauben.“ Myconius predigte damals auch in Braunschweig, Celle, Soest und Essen.

Auf besondern Wunsch des Landgrafen von Hessen wohnte er dann dem Marburger Religionsgespräch bei, wenn er sich auch kaum nachgiebiger als Luther selbst zeigte. Dagegen ist es zum Teil sein Verdienst, daß wenigstens die Wittenberger Concordie zustande kam, indem er vorher die süddeutschen Abgesandten Capito, Bucer und Wolfhard „nach Vermögen freundlich“ in Gotha empfing und mit ihnen Vorverhandlungen pflog, auf deren Grundlage dann zwischen ihnen und Luther vermittelt wurde.

Luther, der bereits 1525 an Mecum, „der Unbekannte an den Unbekannten,“ geschrieben hatte, erblickte längst in ihm eine der kräftigsten Stützen der Reformation. Daher kam es, daß der gothaische Generalsuperintendent fast bei keinem in ihrer weitem Entwicklung wichtigen Ereignisse fehlen durfte. „An den Fürstentagen zu Schmalkalden, da sich die Stände des Reichs zum Evangelio und zur Notwehr wider die Tyrannei zusammenvereinigen, bin ich viermal Prediger gewesen. An den Reichstagen zu Frankfurt, zu Nürnberg hat man mich auch gebraucht.“ So hat er als Vertreter Thüringens auch die Schmalkaldischen Artikel unterzeichnet.

Da sein Ansehen mehr und mehr stieg, ist nicht zu verwundern, daß ihn ein Jahr darauf, 1538, der Kurfürst zu einer besonders schwierigen diplomatischen Sendung an den Defensor fidei, an Heinrich VIII. von England verwandte, eine Mission, von der, so ehrenvoll sie auch sein mochte, Myconius doch wenig Freude erntete. Weshalb Heinrich damals mit den protestantischen Fürsten Fühlung suchte, ist bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß er wiederholt bei diesen darum nachsuchte, deutsche Geistliche und Vertrauensmänner nach

England zu entsenden, um über die Einführung der evangelischen Lehre in diesem Lande zu beraten. Die protestantischen Fürsten trauten der Sache nicht recht, um so weniger, als die Thaten Heinrichs seinen Worten keineswegs entsprachen. Aber sein Anliegen wurde immer dringender. So schickte der Kurfürst endlich die gewünschte Gesandtschaft ab, bestehend aus dem sächsischen Vizkanzler Burkhardt, einem Herrn von Boyneburg und Myconius, der natürlich die geistlichen Kosten bei den Verhandlungen bestritt. Die Aufnahme der Gesandten bei dem König ließ äußerlich nichts zu wünschen übrig. Sie weilten, wie er in seiner Reformationsgeschichte berichtet, „ein ganzes halbes Jahr“ in England. „Da stellte sich König Heinz VIII., als wollte er das Evangelium annehmen, verordnete drei Bischöfe und vier Doktoren der Theologie, nämlich Thomas Cramner, Erzbischof von Canterbury, den Bischof von London, den Bischof von Leicester [Myconius geht mit den englischen Namen etwas unbarmherzig um), den Dr. Deius, Rektor von Cambridge, Dr. Nicolaus Hethus, Archidiaconus zu Canterbury, Dr. Wilson und Dr. Robert Barnes, welche einen ganzen Sommer mit uns von der Confessio Augustana handelten, einen Artikel nach dem andern, also, daß sie nicht einen einzigen Artikel mit Schrift oder Grund [nach Form oder Inhalt?] hätten tadeln können, sondern fast alle, doch ein wenig mit andern Worten, denn in der Augsburger Konfession steht, alles mit ihren Handschriften bekauften, also, daß in ganz England eine gemeine Hoffnung ward, Christus würde allda Platz und Raum bringen; ließ auch und gebot öffentlich, das Evangelium rein zu predigen, aber man sollte nichtsdestoweniger den alten Abgott Winkelmaß, eine Gestalt des Sacraments, die Ohrenbeichte oder Erzählung aller Sünden, die Pfaffen- und Nonnenkeuschheit behalten, das ist, den Antichrist im Tempel Gottes sitzen lassen und König Heizen lassen Papst sein.“

Wenn auch Heinrich zuerst vielleicht darüber enttäuscht war, daß weder Melancthon noch Luther erschienen war, mit denen er sich in seinem gelehrten Dünkel gern gemessen hätte, so rühmte er doch nachher in einem Schreiben an den sächsischen Kurfürsten nicht nur die Redlichkeit und den Glaubenseifer der Gesandten, sondern auch, was in seinen Augen weit mehr war, ihre gediegene Gelehrsamkeit und große Klugheit. Ein viel weniger günstiges Urteil fällt Myconius über den König. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das völlige Fehlschlagen der Sache den Unmut der Deutschen nachher erst recht weckte. „Als wir mit guter Hoffnung abzogen, da offenbarte sich, daß es diesem Heizen nur ums geistliche Einkommen zu thun gewesen.“ Und nun erzählt er, wie der König goldene und silberne Särge geraubt und das reichste Kleinod der Welt, Thomas Becket's Grab zerstört habe. Zudem er auf solchen und manchen andern Trevel anspielt, fährt er fort: „Er nahm alle geistlichen Gefälle des Landes zu sich, setzte einen Kollektor darüber, den er Cancellarius augmentationum nannte, und es trug ihm jährlich viele hunderttausend Gulden

ein. Das war des Heinen Evangelium, das er suchte.“ Mit Recht wirft er dem König weiter vor, er habe seine Gemahlin Anna von Cleve, „die Herzogin von Gütlich,“ verstoßen, wie schon drei Königinnen vorher, und habe die fünfte genommen. Zuvor habe er sechszwanzig Herren im Lande umgebracht, etliche seiner nächsten Blutsverwandten. Den, der zuerst an den Religionsgesprächen teil genommen, „den treuen, hochgelehrten, allergeschicktesten Mann, den ganz England hatte,“ Dr. Robert Barnes, der viele Jahre in Wittenberg gewesen und den man Antonius Anglus genannt, habe er mit zwei andern evangelischen und drei katholischen Doktoren verbrennen, seinen treuesten Minister Thomas Cromwell, dominum privati sigilli, köpfen lassen. „Und verbot, verbannt und vertreib Christus Rahmen gar. Summa: Herodes ist nicht wider Christum, und Nero wider die Apostel so tyrannisch gewesen.“

Um so erfolgreicher war seine Thätigkeit in Leipzig, ja sie bildet, abgesehen von seinem Thüringer Wirken, den Glanzpunkt seiner reformatorischen Thätigkeit überhaupt. Es war ihm aber auch nicht bloß Gewissens-, sondern Herzenssache, auf sächsischem Gebiete der Reformation zum völligen Siege zu verhelfen. In Sachsen, zu Annaberg, war zuerst die Erkenntnis über ihn gekommen, hier war er verfolgt und eingekerkert worden, hier sollte auch durch ihn die Sache des Evangeliums triumphieren. Gerade Leipzig schien ihm der rechte Ort dafür.

Georg der Bärtige war gewiß auch in den Augen des Myconius kein gewöhnlicher Fürst; seine Thatkraft, seine Umsicht, seine Leutseligkeit, die zwar vielleicht manchmal nicht ohne Berechnung war, sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den deutschen Regenten. Aber eine gewisse ererbte Eifersucht auf die ernestiniischen Bettern machte den sonst auch in Bezug auf Kirchenreform hellsehenden Herrscher blind. Schon der Umstand, daß sich Luther des Schutzes der Ernestiner erfreute, genügte, Georg mißtrauisch zu stimmen. Er war vollkommen überzeugt, daß die nicht wegzuleugnenden Mißbräuche in der Kirche abgestellt werden müßten, aber er wollte doch die Lehre selbst nicht angetastet wissen und machte für die Ausschreitungen, die der Strom der Reformation als Schlamm mit sich führte, für den Bildersturm, den Bauernkrieg und den Unfug der Wiedertäufer die Reformatoren, in erster Linie Luther verantwortlich, der ihm die feindselige Gesinnung mit ziemlich unparlamentarischen Ausdrücken heimzahlte. Großen Schmerz bereitete es ihm, als sich auch sein Bruder Heinrich, der sein Nachfolger werden sollte, offen zur neuen Lehre bekannte; aber sein Plan, diesen von der Nachfolge auszuschließen, wurde vereitelt. Sein Tod im Frühling 1539 räumte das letzte Hindernis, die Reformation in ganz Sachsen einzuführen, hinweg.

Unter Tackelschein zog Herzog Heinrich noch am Abend des Todestages in die Hauptstadt ein. Bereits am Pfingstfest, Ende Mai, sollten auch in den Kirchen Leipzigs die neuen Klänge erschallen. Noch vorher aber begab sich

der Regent in Begleitung des Myconius und vieler Evangelischen nach Annaberg, um dort, zur großen Genugthuung des ehemaligen Annaberger Mönches, das Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilen zu lassen. Unter einem ungeheuern Zulauf von Menschen predigte Myconius in der dortigen Klosterkirche.

Die schwerste Aufgabe aber wartete seiner in Leipzig, wo ihm Kreuziger beistand. Ebenso halfen die schon genannten Geistlichen, Dr. Pfeffinger, übrigens auch ein Schüler der Annaberger Anstalt, und Magister Balthasar Loy. Anfangs widerstrebte der Rat der Stadt, und heftigen, andauernden Widerstand leistete die Universität. Von durchschlagender Wirkung war die Disputation mit den Dominikanern über das Abendmahl am 20. Juni, über die Myconius einen ausführlichen Bericht an den Kurfürsten von Sachsen abstattete. Sie dehnte sich zwei Tage aus und wurde im Beisein des Rectors, der bereits mehr auf evangelischer Seite stand, aller Fakultäten und einer großen Menge von Studenten und Volk in dem geräumigsten Auditorium der Universität abgehalten. „Da arguirt ich einen Tag fünf, den andern neun Stunden.“ Dann gebraucht er einige kraftvolle Wendungen über seinen Sieg und schließt in gewohnter Weise: „In Summa, die Dachblumen verwelkten für der Hitz und Glanz der Sonnen Gottes Wortes.“

Ungeduldig warteten unterdessen die Gothaer auf die Rückkehr ihres Seelenhirten und machten sogar deswegen beim Kurfürsten Vorstellungen. Dieser beschied sie aber dahin, daß, weil ihr Superintendent zur Ausbreitung des heiligen Gotteswortes gebraucht werde, „damit die reine Lehre des Evangeliums auch bei den Nachbarn möchte gepflanzt und aufgerichtet werden,“ so sollten sie sich noch einige Zeit gedulden.

Doch die Leipziger Thätigkeit hatte seine ohnehin nicht mehr ganz unversehrten Kräfte aufgerieben. Eine Schrift: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christentum unterrichten soll,“ in jenen Tagen verfaßt, scheint schon wegen dieses Vergleichs auch auf seinen leidenden Zustand hinzudeuten. Dennoch wohnte er noch dem Religionsgespräche zu Hagenau im Elsaß bei. Nach Gotha zurückgekehrt, brach er aber zusammen. Ein lange vorbereitetes Übel, die Halschwindsucht, trat auf und warf ihn darnieder. Damals schrieb er an Luther, er liege zum Tode, oder vielmehr, wie er es gläubig ausdrückt, „zum Leben“ krank darnieder. Luther antwortete ihm in einem Briefe vom 9. Januar 1541, der eins der merkwürdigsten Zeugnisse des Reformationszeitalters ist. Nachdem ihn Luther aufgefordert hat, sie möchten gemeinsam Gott bitten, daß er Myconius noch länger dem Dienste der Kirche erhalte, auch tröstliche Nachrichten über den Wormser Reichstag mitgeteilt hat, schließt das Schreiben mit den Worten: „Lebt wohl, mein Friedrich, und Gott lasse es mich nicht hören, daß Ihr abgeschrieben seid und mich am Leben gelassen habt, sondern helfe, daß Ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst,

wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierin geschehen, Amen! Denn dieser mein Wille sucht die Ehre des göttlichen Namens, nicht meine Ehre noch Lust."

Wir haben hier einen höchst merkwürdigen psychologischen Fall. Myconius bezeugt ausdrücklich, daß dieses Schreiben eine so mächtige Wirkung auf ihn ausgeübt habe, als ob der Ruf: „Lazare, komm heraus!“ vor ihm erklingen wäre. In der That erholte er sich und konnte von neuem fast alle Obliegenheiten seines Amtes, sogar einschließlicly der Visitationsreisen, erfüllen. Selbst die Stimme, die er schon eingebüßt hatte, fand sich wieder. Auch überlebte Myconius wirklich Luther um sieben mal sieben Tage, wie es Paul Eber genau ausgerechnet hat. Sein Schwanengesang war ein Brief über das Reformationswerk an seinen Kurfürsten, der ihm eingehend und voller Anerkennung antwortete. Der Antwort war noch folgender „Zettel“ beigelegt: „So seind wir auch gnediglich genaigt, do sich je der Balh nach dem Willen Gottes mit euch zutragen würde, das Ir von diesem Sammertalh schaiden mustet, euer Weib unnd Kinder inn gnedigen Bevelh zu habenn. Wolten wir euch gnediger Maynung auch nit bergenn. Datum ut in literis.“

So über das Schicksal nicht nur der von ihm mitbegründeten Kirche, sondern auch der Lieben, die ihm im Leben am nächsten standen, beruhigt, schloß er am 7. April 1546 die Augen. Ganz Thüringen und alle Städte, die die Segnungen seines Wirkens erfahren hatten, trauerten um seinen Tod. Der berühmte neulateinische Dichter Johannes Stigelius, celeberrimus sui temporis poeta, wie ihn Lommatzsch nennt, die Zierde der Universität Sena als ihr erster Professor der Beredsamkeit, verfaßte auf ihn eine lateinische und eine griechische Grabchrift. Die beste hat er sich selbst durch sein Leben gesetzt. In der Kirchengeschichte nimmt Myconius einen ehrenvollen Platz ein; er war „eine bedeutende reformatorische Autorität weit und breit.“



## Schweizer Dichter



eit dem Hingange Gottfried Kellers hat sich alle Verehrung, die man für den großen Züricher hegte, auf das Haupt seines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer vereinigt. In unsern litterarisch so bewegten Tagen stehen diese zwei Dichter einzig über den Parteien, und doch will jede Partei ein gut Teil von ihnen für sich beanspruchen. Wie fremd Meyer auch allem Naturalismus ist, so ist er doch bisher von dem Schicksal Paul Heyßes verschont geblieben, von den